

Abend-



Zeitung.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

26.

Sonnabend, am 1. März 1845.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Winters Bild.

Alles stumm —
Schnee ringsum,
Auf den Fluren
Nirgends Spuren,
Von des Lenzes Lieblichkeiten,
Von des Sommers Herrlichkeiten
Von des Herbstes reicher Fülle.
Ruhe — Schweigen — heilige Stille.

Blendend weiß
Schnee und Eis,
Barter Flocken
Leichte Locken
Spendet uns der trübe Himmel
Im unzähligen Gewimmel; —
Auf dem ganzen weiten Lande
Ruh'n des Winters starre Bande.

Schnees Meer,
Weit und hehr!
Funkelnd bligen
Eises Spizen —
An den scharfkrySTALLnen Kanten
Millionen Diamanten,
Wiegend sich in Silberflittern,
In der Morgensonne zittern.

Auf und ab
Klippe, klapp!
In den Scheunen
Sich vereinen
Froh des Dorfes wackre Leute,
Freuend sich des Herbstes Beute;
Und in kräftig hohen Schwingen
Hört ihr lust'ge Schläge klingen.

Hell und licht,
Nebel bricht
Winters Sonne.
Welche Wonne!

Unabsehbar blaue Seen,
Wo sonst bunte Wimpel wehen —
Unter festverschloßnem Siegel
Fluthet jetzt des Wassers Spiegel.

Scharfer Ost!
Magre Kost
Auf den Feldern
In den Wäldern
Nest das Wild nur dürre Blätter,
Scheuet nicht des Sturmes Wetter,
Trotzt, vor Hunger sich zu wahren,
Todesmuthig den Gefahren.

Unter Moos,
Tief im Schoos'
Kühler Erde,
Daß es werde
Reif zum lichten Aufwärtstreiben,
Schlummernd sanft fürs Frühlingsleben,
Ruht der Keim jetzt still verborgen,
Lauschet nach dem schönen Morgen!

Stiller Ort,
Friedhof dort!
Um die Gräfte,
Eises Lüfte!
Ueber blätterlosen Kränzen
Luftige Gestalten glänzen,
Fröstelnd, klappernd, ohne Hülle,
Wintersruhe — Grabesstille! — —

P. C.

Der Glacéhandschuh.

Ein prophetischer Versuch.

(Fortsetzung.)

Uebrigens consulirte ich dieses ganz ungleichförmige Kleeblatt nicht auf einmal, sondern jedes Drittheil davon einzeln nach einander. Beim er-

sten hörte mein Ohr ganz deutlich, wie der in mir hausende Hypochonder über das Bißchen Milchzucker, das ihn vom Leben zum Tode bringen sollte, sich halb todt lachte, und hatte späterhin Anfangs um so größeres Vertrauen auf den zweiten Arzt, der meinem Beiniger desto schonungsloser zu Leibe ging. Meinen Körper wie den Stall des Augas mit den Reliquien einer Unzahl von Kindern betrachtend, schien der medicinische Herkules, als ein Surrogat der von seinem großen Ahnherrn bei ähnlicher Gelegenheit zu Hilfe genommenen zwei Flüsse, sämtliche Fluida unsrer Hofapotheke hindurchleiten und ihn so von den gesammten Eingeweiden befreien zu wollen, damit dem Hypochonder alle Nahrung abgeschnitten werde. Aber diese Procedur, statt gehörig anzuschlagen, reizte, ohngeachtet der Kraftlosigkeit, in welche ich durch sie verfiel, in mir zuletzt eine solche Tobsucht gegen den Heilkünstler auf, daß er mir selbst den Stuhl vor die Thüre setzte. Doch auch die von mir herzuge-rufene Wasserheilmethode war meinem Uebel keineswegs gewachsen. Es nahm vielmehr immer gewaltiger zu. Endlich wußte ich mir eines Morgens gar nicht anders zu helfen, als daß ich dem neuen Barbier für den schiefen Mund, den er mir zog, einen tüchtigen Backenstreich versetzte. Das machte denn die größte Sensation, nicht allein auf den erschrockenen Menschen, sondern auf alle die Meinigen. Sie setzten mir gründlich auseinander, daß der gute Mensch so unschuldig sei, als die Sonne am Himmel, und daß er ja nicht mir allein, sondern Jedermann ohne Ausnahme einen schiefen Mund zu machen gezwungen sei, weil ihm die grillenhafte Natur keinen geraden verliehen habe. Dabei wurde ich nicht ohne Grund darauf hingewiesen, daß wenn ich's so forttreibe, man mich zweifelsohne nächstens unter polizeiliche Aufsicht stellen werde. Und das brachte wirklich den gehörigen Eindruck hervor. Nun sprang ich zu meinem Schreibtische, und der mir während des dreiärztlichen Interregnums schon oft aufgestiegene Gedanke an den, ungerechter Weise von meiner Thorheit vor den Kopf gestoßenen, geschickten, vormaligen Hausarzt bewog mich auf der Stelle zu Abfassung einer schriftlichen Unterwerfungsacte unter alle seine ärztlichen

Verordnungen, wenn er mir die Amnestie angedeihen ließe, um die ich ihn freundschaftlichst ersuchte. Und kaum war das Papier an ihn abgegangen, als er mich auch schon verzeihend in seine Arme schloß. Seitdem fuhr, ritt und ging ich theils allein, theils mit ihm und den Meinen so lange in der Gegend umher, bis mein Hypochonder, dieser Unbequemlichkeiten müde, mich, wie es ganz den Anschein gewinnt, für immer verließ. Es ist bereits so weit gekommen, daß der Glacéhandschuh, vor dem ich zitterte, für mich so gut wie gar nicht mehr vorhanden ist. Der junge Modelöwe im Hause gegenüber, mit dem schön gekräuselten großen Barte, könnte alle Stunden ein Paar neue Handschuh vor meinen Augen anziehen, und ich würde ihn deshalb weder hassen noch bemitleiden. Ja, im Hochgefühl seiner kaum erreichbaren modischen Präponderanz vor allen übrigen mit ihm nach demselben Vorbeere Strebenden könnte er mir, ausschließend mir, immer gräßlichere Gesichter schneiden, und meine damals den Barbier so ungerecht behandelnde Hand würde nicht den mindesten Krampf fühlen, ihm gerechter Weise so zu begegnen. Vielmehr möchte ich ihn ernstlich darüber beklagen, daß er in seiner wahrhaft kindlichen Unschuld noch keine Ahnung hat von dem nahen Umsturze der Grundpfeiler seiner dermaligen Größe und namentlich der Riesengewalt des Glacéhandschuhs, welcher, von meinem jetzigen Gesichtspunkte aus angeschaut, seinen Höhepunkt bereits überschritten hat.

Offenbar ist seit einiger Zeit ein bedeutendes Melanchement in dem von ihm geübten Kunstzwange eingetreten. Versucht doch schon die seidne, ja sogar die baumwollene und zwirnene Handbekleidung ungestraft eine Ebenbürtigkeit mit ihm geltend zu machen. Und es sieht ganz aus, als ob der so hoch gefeierte Glacéhandschuh solches in der Stille verschmerzen würde, zögen sich nicht von anderer Seite schwere Gewitterwolken über seinem hochmüthigen Haupte zusammen. Immer fecker nämlich formirt sich neuerlich, im Salon wie auf der Straße, die Opposition eines antihandschuhlichen Liberalismus. Menschen, offenbar aus der Sphäre des Salonlebens, bekommen auf einmal wieder so viel Courage, um ohne alle

Handverhüllung sich vor andern Menschen sehen zu lassen. Und solche darunter, die vermöge ihrer hohen Stellung oder rothschildartigen Capacität auf einen *salvum conductum* gegen den moralischen Todtschlag Anspruch zu machen hätten. Hat auch die Mode noch kein förmliches Toleranzedikt zum Besten der entblößten Hand erlassen, so hält, ihnen gegenüber, doch der frühere Rigorismus seine Krallen ganz eingezogen. Umlenthalben gewöhnt man sich wieder an den Glauben der Möglichkeit einer anständigen Existenz auch ohne Glacé- und andre Handbekleidung, wenn schon die wahrhaft Rechtgläubigen in ihren Conventikeln diesen Glauben als offenbare Kezerei betrachten mögen. Uebrigens unterliegt es keinem Zweifel, daß, während dem Glacéhandschuh von der einen Seite alle Tage mehr Abbruch geschieht, von der andern Seite ebenfalls alle Tage eine ungleich größere Menge von Partisanen demselben zuströmen. Soll denn aber die Quantität immer prädominiren und auf die Qualität gar nichts ankommen? Der Elefant müßte es gewaltig übelnehmen, wollte man dem Kopfe jenes so viel bekanntes, als verbaliter und realiter gehudelten Thieres, das, durch strenge Disciplin gewizigt, sich des Tragens der schwersten Mehlsäcke mit einer mehr als christlichen Geduld unterzieht, gleichen Rang mit dem seinigen zuerkennen. Der Elefant aber, so verständig er auch sein mag, bleibt immer nur ein Thier. Was für einen Begriff von unsrer Intelligenz müßte sich daher die Mode machen, wollten wir ihr zutrauen, daß sie den menschlichen Gehalt nach der Zahl der Köpfe beurtheile? Kommt ihr doch, genau genommen, auf die Köpfe überhaupt wenig oder gar nichts an. Sie prätendirt vielmehr, daß Alles nach ihrem Kopfe gehen und nach ihrer Pfeife tanzen solle. Als Absolutistin vom hochmüthigsten Vollblute ist sie nicht nur, wie Ludwig der Vierzehnte oder Napoleon, das Ich, von welchem Frankreich ganz allein repräsentirt wird, sondern das einzige, wahrhafte Ich aller bereits entdeckten und noch künftig zu entdeckenden Welttheile, kurz aller auf der Erdfugel vorhandenen menschlichen Süßler und Gegensüßler. Daß sie einen ganz eigenthümlichen Maßstab zur Beurtheilung der Menschen besitzt

und es ihr dabei im Ganzen weder auf moralische, noch physische, noch psychische Eigenschaften ankommt, ist gewiß. Wer Geld hat, aber viel Geld, welches er nicht ansteht, ihr zur Disposition zu stellen, der scheint ihr der Allerliebste zu sein. Sie läßt auch augenscheinlich die unteren Klassen und sogenannten armen Schelmen einzig darum gelten, oder nicht sowohl gelten, als existiren, weil solche als Folie zu Hervorhebung der oberen Klassen gar nicht zu verachten, oder sie diesen zu Diensten und Arbeiten ganz unentbehrlich sind.

Bei dem für ihre Zwecke nie rastenden Scharfblicke kann es ihr nun durchaus nicht entgehen, wie groß die Anzahl der sonneverbraunten, mit dem hornartigsten Callus überzogenen Fäuste ist, welche unter dem glatten Deckmantel des Glacehandschuhs sich ihr huldigend zudrängen, während ihre legitimen Priester aus den höheren Ständen die vormaligen Rechte der bloßen Hand dieser wieder zu erobern suchen. Die nämlichen Hände hingegen, welche der vornehme Mann, um sich an der Härte derselben nicht weh zu thun, sonst nur mit Handschuhen anfassen zu können glaubte, erscheinen sonach jetzt selbst in Glanzleder gehüllt, und wie sonst Kaiser und Könige zum Anzuge des gemeinen Cavallercostrüms griffen, um unerkant zu bleiben, so versucht nun auch die wohlbekanntere Stereotype des Studentenlebens, der in des letzteren etwas irregulärer Terminologie unter dem Namen Stiefelwächster häufig vorkommende dienstbare Geist und dessen zahlreiche Bluts- und sonstige Verwandtschaft im Sonntagskleide ein ähnliches Incognito zu erzielen. Unter letzterem gelang es seitdem einer Menge proletarischer Subjecte, sich in öffentliche Gesellschaften einzuschmuggeln und mit derjenigen Menschenklasse discurrend eine Cigarre zu rauchen, denen Stiefel- und Kleiderreinigung die einzige Unterhaltungsquelle ihres vielbewegten Lebens ist. Die Sache geht noch weiter. Sogar diejenigen, welche zu wenig bei Kasse sind, um sich einen vollständigen Incognito-Auspug anzuschaffen, ja selbst die halb und halb als Sansculotten im buchstäblichen Sinne des Wortes sich Darstellenden suchen wenigstens, nachdem sie durch Zwirn, Bürste, Thon und dergleichen

ihren Kleidungsstücken die verlorene Einheit und Fleckenlosigkeit nothdürftigst zurückerstattet, es bis zur Acquisition eines Handschuhpaars zu bringen. Und wenn sie auch auf diesem Wege nur selten zum Zutritt in die Salons wirklich gelangen, so glauben sie damit doch der Mehrheit der übrigen Menschen ihre Salon-Fähigkeit vorzuspiegeln zu können. Um nun ihren wirklichen Besitz der im warmen Sommer (wozu freilich der des Jahres 1844 nicht gehörte,) als völliger Ueberfluß erscheinenden Handschuhe desto mehr ins Auge fallen zu machen, pflegen sie gern den einen davon aus der bloßen Hand so weit als möglich herabhängen zu lassen, sein Dasein auch wohl durch allerlei Gesticulationen noch besser ins Licht zu stellen. Unter solchen Umständen ist allmählig die frühere Intoleranz der Salonmenschen gegen die unbeschuhete Hand neuerlich auf die Nichtsalonmenschen übergegangen. Scheinen doch die letzteren jeden ihres Gleichen, der es noch nicht zum Besitz eines Paares Handschuhe zu bringen wußte, nur über die Achsel anzusehen. Das Alles verhalf mir zu der Idee, daß der jetzt noch immer den *homme repräsentirende gant glacé* seinen höchsten Glanzpunkt bereits überschritten habe, um nicht sowohl seinen Rückzug in guter Ordnung zu beginnen, als mit einem Male aus allen seinen zeitherigen Himmeln hinabgestürzt zu werden. Meine Gründe zu diesem Glauben lassen sich noch klarer an den Tag legen.

Die echten jungen Modelöwen sind etwas kurzsichtig. Schon der Umstand, daß sie beinahe insgesammt Brillen tragen, bestätigt das. Wenn sie aber auch solchergestalt der Kraftlosigkeit ihres physischen Blickes zu begegnen suchen, so fehlt es doch ihrem psychischen Auge recht auffallend an einem wirksamen ähnlichen Mittel. Die ihnen beiwohnende Psyche ist jedoch häufig ein viel zu unbändiger Wildfang, als daß sogar diejenigen, welche noch zu jung sind, um der unteren Hälfte ihres Antlitzes durch unermüdete Wiederholung der Schur mit Messer oder Scheere das heutzutage zur fashionablen Physiognomie erforderliche Rauchwerk hervorzupressen, sich von Aeltern oder Vormündern zurechtweisen lassen sollten. Die den letzteren aber, vermöge ihrer Jahre und Härte, bereits Entwachsenen dieser

Löwengattung pochen zu sehr auf ihre Mündigkeit, um von Andern überhaupt Lehre anzunehmen. Beiden Klassen hat sich daher die Mode als Obervormünderin constituirt. Und wollen auch Viele dieser weltbeherrschenden Dame nicht eben große Weisheit nachrühmen, so läßt sich derselben doch ein desto größeres Quantum von dem, was man Pfüffigkeit heißt, kaum absprechen. Während daher die an ihrem Gängelbände gehenden minorennen, majorennen und sogar bereits ergrauten Löwen noch immer den Glanz des Glacéhandschuhs für die Sonne ewiger Wahrheit achten, entgeht es ihr nicht, daß der mit aller Macht unter der Hülle solcher Handschuhe in ihr Reich eingedrungene Menschenstrom, welchen der Aristokratismus aller Sorten mit dem Namen des Janhagels bezeichnet, ihrer Legitimität immer drohender gegenübertritt und das Wenige von Macht, welches das mit ihm nahe verwandte vormalige Ohnehosenthum ihr noch übrig gelassen hatte, nebst Allem, was sie seit dessen Untergange wieder zu erobern wußte, nunmehr von dem kräftesten Communismus aufgefressen werden möchte. Wenn ich mich, wie ich glaube, in das Innere der schlauen Dame Mode richtig hineindachte, so müßte sie nothwendig der von ihr eingesetzten Viceregentenschaft des Glacéhandschuhs baldmöglichst durch einen geschickten Coup de main ein Ende machen, wollte sie nicht mittelst der unter seiner Firma geschehenden Umtriebe selbst vom Throne gestoßen sein. Was aber hätte mich in dieser Ansicht mehr bestärken können, als folgendes wichtige Ereigniß.

Man erinnert sich dessen unstreitig noch, was erst vor wenig Monaten die Zeitungen von einem feinreichen Ausländer berichteten. Ein Zögling oder Erbe, wie es schien, der mittelalterlichen Sympathien unseres seligen de la Motte Fouqué, hatte er sich auf seiner Reise durch Deutschland in eine unterwegs aufgefunden und noch leidlich erhaltene Beste aus der Fehdezeit dergestalt verliebt, daß er sie kaufte, um künftig ganz nach Art der früheren Eigenthümer auf ihr zu hausen und vielleicht mit seinem ehelichen Gespons Nachkommen zu erzielen, in denen sich Nordlandsrecken oder wohl gar Seeförnige heranziehen ließen. Um diese Beste nun ganz wieder

in gangbaren Stand zu setzen, wendet sich der Mann an einen berühmten Architekten mit dem Auftrage, das alte Gebäude nach bestem Wissen und Gewissen herzustellen und vermöge des ihm allgemein nachgerühmten Geschmackes, nebst seiner ganzen Umgebung, wie er solches für gut finde, einzurichten, versteht denselben auch reichlich mit den dazu nöthigen Geldmitteln, während der neue Eigenthümer selbst allenthalben herumreist, um so viel als möglich noch aus der Blüthezeit jener verfallenen Beste stammendes, wohl-erhaltenes Hausgeräth zusammenzubringen. Ueber Erwarten reich mit dergleichen ausgestattet, kommt er nach erhaltener Nachricht von der Vollendung des Baues und der übrigen Veranstaltungen auf dem zu seinem Aufenthalte bereits völlig eingerichteten Schlosse an. Ganz tief unter allen seinen Erwartungen aber ist dagegen, was er an dem Schlosse und in diesem vorfindet. Ein größeres Mißverständnis, als hier, konnte kaum eintreten. Statt dem Geschmacke des Mittelalters zu huldigen und die Beste in dessen Sinne und Geiste wieder herzustellen, hat der Baumeister geglaubt, den guten Geschmack zu Rathe ziehen und ein von jenem völlig abweichendes Gebäude aufzuführen zu müssen, ein Werk, mit dem auch das zusammengeraffte, mittelalterliche Geräth in dem abschreckendsten Widerspruche steht. Welch ein Entsetzen für den ehrlichen reichen Mann, der vermuthlich gedacht hatte, die Gegend, soviel die höheren Behörden solches erlaubten, mit allen Wohlthaten des alten Faustrechts zu beglücken!

So weit haben die meisten Leser das Alles vielleicht noch im Andenken, und auch das, daß der in seinen Hoffnungen so furchtbar Getäuschte dem neu acquirirten und restaurirten Gute für immer den Rücken kehrte und es dem ersten besten Kauflustigen überlassen wollte. Ganz neu aber wird es ihnen vermuthlich sein, daß gerade ich mich zum Ankaufe des Gutes entschloß und solches auch auf der Stelle bezog. Es war ein wirklicher Spottpreis, zu dem mir der Eigenthümer das schöne Besitztum, ich möchte sagen, aufdrang, um nur mit seinen Trachtwagen voll alterthümlichen Geräthes der ihm äußerst verhaßt gewordenen Gegend baldmöglichst zu entinnen. Ich hingegen, ich hatte mich in meinem ganzen

Leben noch nie so wohl und glücklich gefühlt. Ja, ich könnte behaupten, ich sei, seitdem die Welt steht, der erste Mensch gewesen, dem auch kein einziger Wunsch übrig geblieben war, mochte ich das Haus oder den Park oder die Umgegend betrachten. Eine Kleinigkeit fehlte bei näherer Ansicht aber meinem von Dank übervollen Herzen doch. Und das war der Architekt, der, ohne im Mindesten von meinem Dasein Notiz gehabt zu haben, in der Art, wie er die ganze neue Schöpfung sich gedacht und zu Stande gebracht, meine Intentionen nicht nur völlig getroffen, sondern sie sogar um Vieles übertroffen. Allerdings ließ sich der Ursache, die ihn zu einem plötzlichen Verschwinden bewogen hatte, die Vernunft durchaus nicht absprechen. Schon im Begriff nämlich, von dem eine Stunde früher, als er, auf dem Gute

angelangten Eigenthümer, den, wie er glaubte, wohlverdienten Dank einzuernten, erfuhr er noch zu rechter Zeit, daß dem in die höchste Wuth über das Vorgefundene gerathenen Manne die geladenen Reisepistolen zu seinem Empfange schon bereit lagen, und meinte deshalb der traurigen Katastrophe durch sein Unsichtbarwerden vorbeugen zu müssen. Da auch nicht die mindeste Spur des Weges, den der Verschwundene genommen haben könnte, sich auskundschaften ließ, so vermuthete ich, daß er sich in der Nähe verborgen halte und nur die Besorgniß, der sein Leben bedrohende Blickstrahl könne, auch nach der erfolgten Abreise seines Todfeindes, mit diesem vielleicht zurückkehren, trete noch immer seinem Wiedererscheinen in den Weg.

(Schluß folgt.)

F e u i l l e t o n .

Das Theater auf dem Lincke'schen Bade bei Dresden wird, dem Vernehmen nach, in diesem Frühjahr durch umfänglicheren Bau gehörig in Stand gesetzt werden, da die Königl. Theater-Intendanz während der Sommermonate auch auf dieser Bühne regelmäßig Vorstellungen zu geben beabsichtigt, um auf diese Weise der durch das reisewirger Sommertheater für das niedere Genre dramatischer Leistungen eingetretenen Concurrnz zu begegnen. Wie nützlich doch die Concurrnz ist!

Das Banquierhaus Torlonia in Rom. Der Stifter dieser großen Geldmacht, Herzog Torlonia, Grand von Spanien erster Klasse, Großkreuz dreier Orden u. s. w., Vater des Herzogs von Pola, des Maltheser-Kommandeurs Torlonia, des Herzogs von Bracciano, Chef des jetzigen Handelshauses, war nach D. Feitteles, noch im Jahre 1793 ein simpler Lohnbedienter, Domestico di Piazza in einem Hotel auf der Piazza di Spagna. Dieser Sohn der Fortuna wußte sich bei den nach Rom kommenden Fremden, besonders französischen Malern, durch seine Dienstbeflissenheit, seinen Eifer, durch sein gewandtes und uneigennütziges Benehmen um so beliebter zu machen, als solche Eigenschaften bei Lohnbedienten, noch dazu italienischen Lohnbedienten so unerwartet als selten

sind. Sie erwähnten seiner mit stetem Lobe, und empfahlen ihn, in der Heimat angekommen, in ihrem Kreise jedem nach Rom Reisenden. So kam er auch 1793 an Hugo von Basseville, den gewesenen Herausgeber des „*Mercur national*“ in Paris, der unter dem öffentlichen Charakter eines Gesandtschafts-Secretairs, heimlich aber als Emiffär vom damaligen französischen Convent von Neapel nach Rom geschickt war, um revolutionären Samen auszustreuen, und das Volk zu bewegen, sich an die Glückseligkeiten der einen und untheilbaren Republik anzuschließen. Zu diesen geheimen Zwecken hatte Basseville vom Convent auch eine Million Franks in baarem Gelde und eine Million in Anweisungen erhalten. In Rom angelangt, gab er sich die Miene, als beschäftigten ihn die politischen Interessen sehr wenig, und als bekümmere er sich bloß um die Angelegenheiten der Kunst, hauptsächlich um die französische Maler-Akademie zu Rom, unter deren Schülern er allerdings entzündliche Subjecte zu seinem Zwecke recrutirte. Torlonia kam als ein des Pläzes Kundiger, von den französischen Malern empfohlen, in das Haus Basseville's, welches dieser privatim gemiethet hatte, um desto bequemer Versammlungen halten zu können, die Malkontenten zu vereinigen, und den Aufstand förmlich zu organisiren. Die Regierung beobachtete insgeheim die Schritte des Emiff-

färs. Uebermüthig und tollkühn, den Geist der Italiener, welche, wenn auch stets unzufrieden, doch das Franzosenthum glühend haßten, ganz verkennend, wagte er es, öffentlich die dreifarbigte Fahne an seinem Hotel aufstecken zu lassen, und nach einem Festmahl, das ihm die jungen Künstler der französischen Akademie gegeben, von feurigem Wein und noch feurigern Reden aufgeregt, mit solchen Kokarden in einem offenen Miethwagen auf dem Corso auf- und abzufahren. Dies war das Signal zum Aufruhr; das Volk wurde wüthend, besonders rasten die Trasteveriner. Basseville und sein Sohn wurden aus dem Wagen gerissen, gesteinigt, auf dem venetianischen Plage verhauchten die Revolutionshelden ihren Geist. Torlonia verheirathete sich bald darauf mit der Witwe eines reichen Sattlers Chiavelli, etablierte eine Tuchhandlung, und da ihm bedeutende Fonds zu Gebote standen, nahm er auch, aufgemuntert durch seinen Gönner, den Cardinal Braschi, an den sich durch die Zeitläufe immer verwirrenden römischen Finanz-Operationen thätigen Antheil. Es wurde Papiergeld ausgegeben, und die Druckeri der römischen Assignaten, Anfangs in geringer, später in ungemessener Zahl, in seinem Hause etablirt. Benützung der Krisen, wohlberechnete andere Speculationen, selbst geleistete Vorschüsse auf die Juwelen von Coretto, die sich der französische General Miollis bei Besetzung der Marken privatim angeeignet hatte, die nach Miollis Tod in sein Eigenthum übergingen, steigerten immer mehr sein Vermögen, das zur Riesengröße anwuchs — man taxirt das Haus Torlonia an 30 — 40 Millionen römischer Thaler oder 80 Millionen Conventionsgulden — als späterhin so viele Könige in Rom ein Asyl suchten und fanden, und Torlonia zum Verwalter ihrer Gelder wählten. Madame Lätitia, Lucian und Ludwig Bonaparte, sowie Cardinal Fesch sollen ihm durch mehr als 15 Jahre 10 — 12 Millionen zu den geringfügigsten Zinsen überlassen haben, und als der vertriebene König von Spanien, Karl IV. sammt Soboy und vielen Schätzen nach Rom kam, blieben diese zur freien Disposition des königlichen Banquiers, der noch überdies den Titel eines Grand von Spanien erster Klasse, dann die Großkreuze mehrerer Orden erhielt, endlich zur Konsolidirung seines Hauses die Güter der Familie Odescalchi-Bracciano an sich kaufte, dadurch zum Duca di Bracciano erhoben, durch Verheirathung seines ältesten Sohnes, des gegenwärtigen Herzogs von Pola, mit der Prinzessin Casarini-Sforza und seines jüngsten Sohnes mit einer Fürstin aus dem Hause Doria mit Italiens edelsten und stolzesten Geschlechtern verwandt wurde. 6.

Im Wiener Hofburgtheater wurde der Schauspieler Fürst in Folge mehrerer glücklicher Gastspiele engagirt. Sein letztes Debüt war Percival in Palm's „Grisebdis“. Percival, dieser fast widersinnige Cha-

rakter, welcher eine romantische Gemüthsartigkeit, eine fast Werther'sche Schwärmerci für seine Geliebte mit einer Rohheit des Betragens in sich vereinigen soll, welche einem Nero und Caligula Ehre machen würde, ist eben dadurch eine der bedeutendsten Aufgaben für den Schauspieler, der diese Widersprüche harmonisch auflösen soll in seiner Darstellung. Hr. Fürst genügte dieser Aufgabe so gut wie einer, der in dieser Rolle excellirt, d. h. er konnte unmöglich sie vollkommen lösen, leistete aber das Möglichste. Der Effect und Eindruck kann nur partiell sein, und er war es partiell vollkommen. Hr. Fürst wurde in Folge dieses letzten Gastspieles engagirt, nachdem das Publikum seine Zufriedenheit mit ihm auf höchst unzweideutige Weise dargethan. 11.

Ein Reisender in Griechenland fand auf der Insel Chios (schmerzlichen Andenkens!), als er von einer Wanderung durch die Insel nach der Stadt zurückkehrte, vor derselben auf einer kleinen felsigen, durchaus kahlen Anhöhe mehrere Griechen, Männer, Frauen und Kinder, gelagert; man sang, spielte, und unterhielt sich in ernstern Berathungen. Ähnliches fand der Reisende auf allen griechischen Inseln, auf dem Festlande Griechenlands und Kleinasien, in Sicilien, und namentlich an der Küste des adriatischen Meeres und des Golfs von Taranto, wo Griechenstämme ansässig sind. Es drängte sich ihm und seinen Reisegefährten die Frage auf, weshalb — ganz im Gegensatz zum Geschmacke der Türken und Orientalen — die Griechen solche rauhe, nackte, felsige Punkte mit der Aussicht auf das Meer den stillern, milden und schattigen Ruheplätzen vorziehen. Bei allen griechischen Schriftstellern des Alterthums finden wir Stellen, die auf diese Sitte sich beziehen; ja Manches wird bei ihnen erst klar, wenn man die Schilderungen von der eben berührten Seite auffaßt. „Als ich einst,“ sagt der obenerwähnte Reisende, „eine Schaar glänzend im griechischen Costüm herausgeputzter Frauen, Männer und Kinder im italienischen Gargano-Gebirge an einem Sonntag Nachmittage auf kahlen, nackten Felsen, in's Meer nach Griechenland hinüberblickend, antraf, fühlte ich, daß große, berühmte Männer im Norden und Süden, Ofsian, Homer und Virgil, auf solchen Felsenspitzen gedacht und gedichtet (wer denkt hier nicht auch an die Corinna der Frau v. Staël?), daß ihre Freunde und Verehrer hier ihren Gefängen gelauscht, — aber ich empfand auch das thörichte und pedantische der Ansicht, daß auf solchen Plätzen Schulen (seuole) und Lehrstühle im Alterthum errichtet gewesen, und bitte die Alterthumsforscher von nun an statt seuola stets scoglio (Fels) zu lesen und zu schreiben.“ Eine solche angebliche Schule Homers giebt es auf der Insel Chios; eine andere, nach Virgil benannt, zwischen Neapel und Pozzuoli, u. s. w. 10.

Frage. Wäre es nicht gut, wenn das Domkapitel zu Trier, da es das Licht des römisch-katholischen Pfarrers Licht, womit er ganz im Geiste des Christenthums seine Gemeinde geleitet (er hatte gegen die Rockfahrt nach Trier gepredigt), durch Entfernung von seiner Gemeinde ausgepugt hat, zum Andenken an dieses Ereigniß eine Lichtpuge in sein Wappen nähme?

Fr. v. Bülow.

Die alten Scholastiker stellten unter andern auch die Frage, ob der Rock, über den die Kriegsknechte das Loos warfen, die ganze Garderobe des Erlösers ausgemacht habe? Leider ist dieser wichtige Punkt auch im Jahre 1845 noch nicht erwiesen, denn während die Doctoren Bildemeister und von Sybel dem Heilande 20 Röcke verschaffen, confiscirt ihm der Bischof 19 davon und läßt ihm nur den einzigen, vielbesprochenen.

Die deutschen Bundesfarben. Noch sitzen Deutsche in enger Kerkerhaft, die den alten Farben Schwarz, Roth, Gold, zu sehr und zu offen huldigten, und jetzt hieß es, der Bundestag werde sie als Landesfarben anerkennen. Vor der Hand hat er sich jedoch erst für die Zwei: Schwarz und Gelb entschieden, die sehr an den Vers Anastasius Grün's erinnern: Schwarz und gelbe Schranken halten unsern Garten rings umspannt! — Die Devise für das Bundeswappen soll sein: „Eintracht trägt ein!“ Nun, Gott gebe, daß wenn das Banner rauscht, die 39fache Eintracht in eine einfache sich gestalten möge! 7.

Die Jagd ist ein Gleichniß der Schlachten, sagt Schiller, aber das Problem, in einem Kriege ohne Schlachten Jagden zu veranstalten, ohne Wild zu haben, also ein Gleichniß der Jagd zu schaffen, lösten die französischen Offiziere während des thatenlosen Feldzuges am Rhein im Sommer des Jahres 1735. Ihre größte Ergößlichkeit bestand nämlich darin, daß einer aus ihrer Mitte, der als der schnellfüßigste galt, einen Hirsch vorstellte und sich so von seinen Kameraden verfolgen ließ, von denen einige als Jäger zu Pferde, andere zu Fuß als Hunde ihn verfolgten. Dieses Spiel dauerte gewöhnlich von 5 Uhr Abends bis Mitternacht, und selbst das Quartier des Marschalls blieb dabei nicht in Ruhe. Die Vorstellungen und Mißbilligungen vernünftiger Männer vermochten nichts gegen diesen

Unfug. Ja, ein alter Rittmeister, der es gewagt hatte, etwas deutlich darüber zu sprechen, wurde in nächster Nacht dadurch bestraft, daß der Hirsch — in seinem Zelte und Bette Zuflucht suchte und Jäger und Hunde ihn dahin verfolgten.

Die Journalistik Madrids. In der spanischen Hauptstadt erscheinen jetzt 48 Zeitschriften, und davon 19 täglich, 9 zwei- oder dreimal die Woche, 7 wöchentlich, 5 je in 14 Tagen und 8 monatlich. Von den 19 Tagesblättern sind 3 den Ortsanzeigen gewidmet, 1 Religionsblatt, 1 Schulzeitung und 2 novellistische Sammelblätter, alle übrigen sind politischen Inhalts. Unter den nicht täglich erscheinenden Blättern sind 2 medizinische, 1 juristisches, 1 Handelsblatt, 1 Modezeitung, 1 religiöses und 3 satyrische. Die 7 Wochenschriften zählen 2 wissenschaftliche, 1 für Unterrichtsfragen, 2 literarische, 1 halb ernstes, halb scherzhaftes Blatt (el Polichinelo) und 1 Novellenblatt (la Esmeralda). Unter den 5 folgenden Journalen finden sich 3 musikalische, 1 Militair- und Marinezeitung und 1 Literaturzeitung (el Labirinto), die durch kolossales Format, Bignetten und Illustrationen unserer illustrierten Zeitung gleicht und dieser in Bezug auf den Inhalt auch den Namen: Labyrinth abtreten könnte. Endlich begreifen die 8 Monatschriften 1 militärische, 3 politisch-literarisch-wissenschaftliche, 2 ausschließlich wissenschaftliche, 1 belletristische und 1 bibliographisches Anzeigebblatt.

X Ein Hochzeitabenteuer. Ein drolliges, aber „herkömmliches“ dieser Art erzählt Kohl im III. Bd. seiner englischen Skizzen (S. 153). Ein junges Mädchen in Irland war im Begriff, auf Eingebung des Priesters, einen jungen Mann zu heirathen, dem ersterer die erforderliche Aussteuer, eine Kuh, zwei Schweine, einige Gänse und ein Bett — geliehen hatte. Leider wurde am Hochzeitstage, ehe noch der unauflöslliche Knoten geschürzt war, der Betrug entdeckt und der Liebhaber schimpflich weggejagt. Aber sollten die Gäste umsonst gekommen sein, das kostspielige Mahl kalt werden, die Braut sich umsonst geschmückt haben, die Kirche ihren Segen behalten, der Priester seiner Gebühren verlustig werden? O nein, Paddy ist darin klug. Unter den eingeladenen Gästen fand der Priester einen jungen Burschen, der die Aussteuer besaß und sich auf Zureden Angesichts der gedeckten Tafel zur Heirath entschloß und den Schaden wieder gut machte. 24.

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.